

Bedeutungskonstitution im filmischen Diskurs nicht nur von den kreativen Entscheidungen des Regisseurs bzw. der Regisseurin und von der Rezeption durch das dokumentarisierend lesende Publikum abhängig, sondern auch »durch kollektive dokumentarfilmische und politisch-soziale Normen und Wertvorstellungen strukturiert« (Binter, 2009, S. 28).

Grundsätzlich ist also festzuhalten, dass mediale Bilder nicht nur der Informationsvermittlung dienen, sondern als Archive des Sag- und Sichtbaren zu verstehen (Foucault, 1969/1981) und damit an der Wahrnehmungs- und Wissenskonfiguration aktiv beteiligt sind. Sie bilden also nicht nur ab, sondern sind an der Konstruktion sozio-kultureller Realität beteiligt (Maasen et al., 2006). Mit Blick auf dieses politische Potenzial von Dokumentarfilmen, eigene Wirklichkeiten bzw. Wahrheiten zu schaffen, zeigt sich die Möglichkeit zur Kritik, »in welcher sich das Subjekt das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse hin« (Foucault, 1990/1992, S. 15). Die Veränderung von Blickregimen – die Möglichkeit, anders hinzuschauen – wird folglich zum medialen Aushandlungsprozess gesellschaftlicher Machtgefüge.

2.2 Indigenität: Überlegungen zu einem Begriff

»Oh, I forgot to come as a native.« (Tuhiwai Smith, 2012, S. 75)

Um in weiterer Folge nun von indigenem (Dokumentar-)Film zu sprechen, soll an dieser Stelle der Begriff der Indigenität betrachtet werden. Eine Definition dieses Begriffs kann weitreichende Auswirkungen haben – besonders in Konfliktsituationen, wie sie in diesem Buch betrachtet werden. Repräsentationen von Indigenität müssen immer in ihrer Aushandlung von spezifischen sozialen, kulturellen und ökonomischen Aspekten zu bestimmten Zeitpunkten in der Geschichte gesehen werden; die Frage nach einer indigenen Identität ist demnach stets eine politische (Postero, 2013). Um sich mit ihr auseinanderzusetzen, ist ein kritisches Verständnis der dem Konzept der Indigenität zugrunde liegenden Annahmen, Vorstellungen und geschichtlichen Entstehung notwendig.

Die Bezeichnung *indios* geht auf Christoph Kolumbus zurück und vereint bzw. vereinheitlicht alle damals in den Amerikas lebenden Völker zu einer singulären Einheit. Konträr zu diesem »Sammelbegriff« waren damals und sind auch heute indigene Kulturen sehr unterschiedlich gesellschaftlich organisiert und haben unterschiedliche religiöse Vorstellungen sowie Lebensweisen (Verdesio, 2008). Nach der Eroberung des Kontinents bzw. im Zuge der Jahrhunderte andauernden kolonialen Herrschaft wurde diese vereinheitlichende Identifikation fortgeführt und manifestierte eine rassistische, koloniale und folglich negative Kategorisierung (Quijano,

2000). Die Vereinheitlichung der zur Zeit der Eroberung der Amerikas dort lebenden Völker unter dem Begriff *indios* als auch die Vorstellung von Amerika selbst als Einheit sind das Resultat einer partikularen, eurozentrischen Perspektive auf die Welt, wie beispielsweise Edmundo O’Gorman in seinem Buch *La invención de América* (1977) feststellt. Im Zuge der kolonialen Herrschaft hatte eine solche Wahrnehmung jedoch schwerwiegende Auswirkungen: »The first is obvious: peoples were dispossessed of their own and singular historical identities. The second is perhaps less obvious, but no less decisive: their new racial identity, colonial and negative, involved the plundering of their place in the history of the cultural production of humanity.« (Quijano, 2000, S. 552) Wie Aníbal Quijano erläutert, handelte es sich bei der Bezeichnung um eine externe Identifikation, die als politisches Instrument eingesetzt wurde, um nicht nur die partikularen Identitäten und Geschichten verschiedener Völker auszulöschen, sondern auch Rechte abzuerkennen und so eine Marginalisierung jener Menschen zu forcieren. Die externe Identifikation bzw. starke Regulierung auch in Bezug auf die Frage, wer den Status einer indigenen Person innehat und welche Parameter dafür herangezogen werden (Sprache, Bluttests, schriftliche Belege), ist willkürlich festgelegt und dient meist zum Vorteil der nichtindigenen Gesellschaft (Tuhiwai Smith, 2012). Auch heutzutage findet eine externe Identifikation, d.h. Fremdbestimmung von Indigenität in bestimmten Bereichen statt, wobei vor allem die gesetzlich regulierte Identität Indigener zu erwähnen ist. Meist steht der Staat im Mittelpunkt von Aushandlungsprozessen, da die Politik eines Staates sowie dessen Klassifizierungen und Kategorisierungen die Lebensbedingungen Indigener determinieren (Tsing, 2007). Die zentrale Frage dieser Verhandlungen lautet: Wer ist Teil der Nation (Postero, 2013)? Gerade externe Identifikationen wurden bzw. werden als Instrument verwendet, um Rechte und Land zu- bzw. abzuerkennen, indem mit einer ›indigenen Identität‹ Kriterien einhergehen, deren Erfüllung nichtindigene Institutionen erwarten. Die *International Labour Organization* (ILO) als fachlich spezialisierte Behörde der Vereinten Nationen beschäftigt sich nach eigenen Angaben bereits seit den 1920er-Jahren unter anderem mit den Rechten Indigener (International Labour Organisation, o. D.). So legt die im Jahr 1989 erarbeitete *Indigenous and Tribal Peoples Convention* (die Konvention trägt die Nummer 169, weswegen sie im politischen Diskurs häufig als ILO 169 abgekürzt wird) etwa fest, dass Regierungen dazu verpflichtet sind, in Zusammenarbeit mit den Betroffenen entsprechende Regulierungen zu etablieren, die deren spezifische Rechte und kulturelle Integrität schützen. Ebenso soll ihr Anspruch auf traditionelle Territorien respektiert und Mitsprache in Bezug auf die Nutzung des Landes bzw. die in den Territorien befindlichen Ressourcen gewährleistet werden

(International Labour Organisation, o. D.-a).¹⁰ In Kraft trat die Konvention im Jahr 1991, ratifiziert wurde sie seither von über 20 (vorwiegend lateinamerikanischen) Ländern. Damit stellt sie ein bedeutendes Instrument für die Einforderung territorialer Rechte dar und wird auch in den hier untersuchten Filmen immer wieder aufgegriffen.

Die im Jahr 1982 gegründete *Working Group on Indigenous Populations* (WGIP) der Vereinten Nationen hebt vier Faktoren bei der Beschreibung von Indigenität hervor, um eine generelle Richtlinie für internationale Organisationen und juristische Sachverständige zu schaffen, ohne dabei den Anspruch zu erheben, eine allumfassende Definition zu liefern. Die Faktoren lauten wie folgt: 1) Besiedelung und Nutzung von Land vor der aktuell hegemonialen Territorialmacht, 2) selbstgewählte Fortführung kultureller Besonderheit bzw. Unverwechselbarkeit, 3) Selbst- als auch Fremdwahrnehmung als distinktes Kollektiv (durch den Staat oder andere Kollektive) sowie 4) Erfahrungen von Unterwerfung, Marginalisierung, Enteignung, Ausgrenzung oder Diskriminierung, ungeachtet dessen, ob dies zum aktuellen Zeitpunkt noch fortbesteht oder in der Vergangenheit erfolgte (Wilson & Stewart, 2008).

Während von außen herangetragene Kriterien zur Anerkennung von Indigenität in einem institutionalisierten Rahmen unterschiedliche rechtliche Auswirkungen haben können, ist eine externe Identifikation auch in einem nichtinstitutionalisierten Rahmen problematisch, da mit einer derartigen Fremdbestimmung eine spezifische Erwartungshaltung, die Idee von Authentizität bzw. einer ›authentischen‹ Kultur einhergeht. Externe ›Autoritäten‹ werden hinzugezogen, um indigene Ansprüche und kulturelle Vorstellungen zu überprüfen, die die Mehrheitsgesellschaft debattiert und die Idee einer Authentizität verfestigen (Tuihawai Smith, 2012), wie sie im Kontext kultureller Darstellungen nicht selten gefordert wird, auch wenn sich die Haltbarkeit des Begriffs vielerorts infrage stellen lässt. Neben der Halt- bzw. Anwendbarkeit dieses Begriffs ist die Idee von Authentizität problematisch, da sie stets auch ihr Gegenteil mit sich bringt. Wird angenommen, etwas könne authentisch sein, so besteht ebenso die Möglichkeit des Illegitimen, Falschen. Das verweist auf den eigentlich interessanten Aspekt dieser Idee, nämlich auf die Frage, wer Authentizität verlangt bzw. warum und wie diese Forderung eingesetzt wird (Bendix, 1997). In Bezug auf die Definition Indigener schreibt Tuihawai Smith dazu:

»The purpose of commenting on such a concept is that what counts as ›authentic‹ is used by the West as one of the criteria to determine who really is indigenous,

10 Eine vollständige Auflistung aller Artikel der ILO 169 sowie Details zur Ratifizierung finden sich unter https://www.ilo.org/dyn/normlex/en/f?p=NORMLEXPUB:12100:0::NO::P12100_INSTRUMENT_ID:312314.

who is worth saving, who is still innocent and free from Western contamination. There is a very powerful tendency in research to take this argument back to a biological ›essentialism‹ related to race, because the idea of culture is much more difficult to control. At the heart of such a view of authenticity is a belief that indigenous cultures cannot change, cannot recreate themselves and still claim to be indigenous. Nor can they be complicated, internally diverse or contradictory. Only the West has that privilege.« (2012, S. 77)

In kulturellen Manifestationen, in Filmen oder literarischen Arbeiten werden häufig stereotype Bilder Indigener vermittelt, die diese in der Vergangenheit einschließen, mit einer harmonischen Beziehung zur Natur und einer natürlichen Spiritualität ausstatten (Weaver, 2001) – und auch die von Tuhiwai Smith erwähnte Idee fortführen, indigene Kulturen könnten (bzw. sollten) sich nicht verändern. Hierbei spielen Erwartungshaltungen Nichtindigener eine wesentliche Rolle, was wiederum Auswirkungen auf das Verhalten Indigener haben kann, da die Anerkennung einer indigenen Identifikation wie erwähnt auch mit politischen Rechten verbunden ist: »[I]ndigenous people [are] dealing with the tense dynamics of being categorized by others and seeking to define themselves within and against indigeneity's dense web of symbols, fantasies, and meanings.« (de la Cadena & Starn, 2007, S. 2) In diesem Spannungsfeld zwischen Erwartungen – gespeist von klischeehaften Bildern Indigener als in Einklang mit der Natur, in einer scheinbar zeitlosen Vergangenheit eingefroren lebend –, zu erfüllenden Kriterien für die Anerkennung politischer Rechte und einer Selbstidentifikation als indigen scheint es stets möglich, Individuen ihre Indigenität streitig zu machen:

»On the one hand, those who dress in feathers, face paint, ›native costume‹ or otherwise publicly embrace their traditions risk self-positioning in the semantic extremes of exotic primitivism, what Ramos (1998) calls ›the hyperreal Indian‹. On the other hand, those who do not seem to measure up to stereotypical ›feathers-and-beads‹ expectations often find themselves stigmatized as ›half-breeds‹, ›assimilated‹, or even imposters; wearing suit and tie risks accusations of false indigenouness.« (de la Cadena & Starn, 2007, S. 9)

Eine kategorische Bedeutungsdefinition der Begrifflichkeiten zur (Selbst-)Bezeichnung Indigener zu finden, scheint daher kein konstruktives Unterfangen zu sein, zumal diese Terminologie ihren Ursprung in der Kolonialzeit hat und sich zu unterschiedlichen Zeitpunkten konnotative Veränderungen in unterschiedlichen Regionen herausgebildet haben (Howard, 2009).¹¹

11 Eine Untersuchung zur Bedeutung der verschiedenen Begrifflichkeiten und ihrer Veränderung im Laufe der Zeit bietet beispielsweise: Harris, O. (1995). *Ethnic identity and market relations: Indians and mestizos in the Andes*, In: B. Larson & O. Harris (Hg.), *Ethnicity, Mar-*

Indigenität bzw. Kriterien für eine indigene Identität sind demzufolge nicht als fixiert oder intrinsisch anzusehen, sondern als Teil eines gesellschaftlichen Systems und Produkt kolonialer Machtverhältnisse in ihrer Historizität zu begreifen und daher auch veränderbar (de la Cadena & Starn, 2007). Indigenität ist, wie de la Cadena und Starn festhalten, »a relational field of governance, subjectivities, and knowledges that involves us all – indigenous and nonindigenous – in the making and remaking of its structures of power and imagination« (2007, S. 3). Bestimmte kulturelle Praktiken, Institutionen und politische Konzepte werden zu indigenen durch das In-Beziehung-Setzen dieser mit jenen Formen, die im jeweiligen sozio-kulturellen Kontext als nichtindigen verstanden werden (de la Cadena & Starn, 2007). Eine solche Relationalität von Indigenität deutet zudem darauf hin, dass die primäre kulturelle Identität selten, wenn überhaupt, als »indigene Identität« definiert wird: »One is first Maori, Cree, Hmong, Aymara, Dayak, Kung, Quiché, or Adivasi, and one claims indigeneity by virtue of that (temporally and socially) prior self-identification.« (Pratt, 2007, S. 399) Auch hier zeigt sich, dass Indigenität in erster Linie als relationale Identifikation in Abgrenzung zu Nichtindigenität aufgefasst werden kann und komplexe gesellschaftliche Prozesse zu dieser Bezeichnung führen. Indigenität als »relational field of governance, subjectivities, and knowledges« (de la Cadena & Starn, 2007, S. 3) zu sehen, an dessen Herstellung, aber auch Infragestellung sowohl Indigene als auch Nichtindigene beteiligt sind, rückt den Aushandlungsprozess des Konzepts und die damit verbundene Befähigung bzw. Verunmöglichung (politischer) Handlungsmacht in den Fokus. Als »Überbegriff« kann Indigenität beispielsweise unterschiedliche Völker dazu befähigen, sich gegenseitig in ihrer spezifischen Relationalität zur hegemonialen Gesellschaft anzuerkennen und Kollaborationen in politischen und anderen Fragen einzugehen (Pratt, 2007). Er verweist auf ähnliche Erfahrungen von kolonialer Unterdrückung, Enteignung, ökonomischer Marginalisierung, rassistischer Diskriminierung und kulturellem Imperialismus (Whyte, 2016). Dabei von »Völkern« im Plural zu sprechen, soll die Unterschiede zwischen den weltweit existierenden indigenen Kulturen anerkennen und sich einer Verallgemeinerung widersetzen. Dies wurde vor allem im englischsprachigen Raum vehement eingefordert, wie etwa Tuhiwai Smith schreibt: »The final »s« in »indigenous peoples« has been argued for quite vigorously by indigenous activists because of the right of peoples self-determination. It is also used as a way of recognizing that there are real differences between different indigenous peoples.« (2012, S. 7) Die Untersuchung der filmischen Darstellung von Konfliktsituationen in Bezug auf Land und Ressourcen stellt die politischen Dimensionen des Konzepts der Indigenität in den Vordergrund: die

kets and Migration in the Andes. At the Crossroads of History and Anthropology. Durham, N.C.: Duke University Press, S. 351–390.

Rolle Indigener als politische Akteur*innen, die Auseinandersetzung mit Indigenität als kontrollierender, unterdrückender Mechanismus oder aber auch als Ausdruck des Widerstands, die spezifischen Umstände, unter denen dies als Kategorie in der filmischen Erzählung konstruiert bzw. eingesetzt wird, und wie eine solche Umsetzung ausgestaltet ist. Ziel der Analyse ist damit auch, den Aushandlungsprozess dieser Kategorisierung und deren Einsatz in der filmischen Argumentationsstruktur zu beleuchten bzw. die Bezeichnung ›indigener Film‹, wie sie dem ausgewählten Material zugeschrieben wird, näher zu betrachten. Indigenität wird laut Kyle Powys Whyte im politischen Kontext häufig artikuliert, »to express a prior or more original claim to a place in contrast to individuals they consider to be settlers or newcomers. Such claims are often expressed through place-based descriptions of relationships« (2016, S. 143-144). Wie sich hier ankündigt, stellt Raum eine zentrale Kategorie in der Artikulation von Indigenität und in Aushandlungsprozessen von territorialen Konfliktsituationen dar. Dabei geht es nicht in erster Linie um das Ausdrücken eines simplen ›Davor‹, »rather, it is more often used to express intergenerational systems of responsibilities that connect humans, nonhuman animals and plants, sacred entities, and systems« (Whyte, 2016, S. 146). Aus diesem Grund wird Indigenität auch häufig im Zusammenhang mit ökologischen Anliegen artikuliert, etwa wenn indigene Bewegungen die von ihnen bewohnten Gebiete vor extraktivistischen Vorhaben seitens des Staates und den damit verbundenen negativen Effekten für die Umwelt bewahren wollen (Whyte, 2016). Indigene Proteste in Ecuador beispielsweise konnten einen zentralen Beitrag leisten, dass Flüssen, Wäldern und Ähnlichem in der neuen Verfassung des Landes Rechte zugestanden werden (de la Cadena, 2010). Auch auf diesen Aspekt wird im vorliegenden Buch noch vertiefend eingegangen.

2.3 Indigener Film: Anliegen und Definitionen

2.3.1 Der *colonial gaze*

Aus der Kolonialzeit stammende Vorstellungen über Indigene haben sich in kulturellen Manifestationen teilweise bis heute erhalten. Neben literarischen Produktionen trugen auch Fotografien und Filme dazu bei. Das Medium Film spielt eine essenzielle Rolle bei der Konstruktion kolonialer Logiken – bei der Visualisierung von Vorstellungen und Metaphern in Bezug auf die Eroberung und Kolonialisierung Lateinamerikas als ›Entdeckung‹, bei der Verbreitung imperialer Ideen, aber auch als Produkt moderner/kolonialer Wünsche, ›primitive‹ Kulturen zu dokumentieren, zu analysieren und zu kontrollieren (Kaplan, 1997). Die mit der europäischen Moderne verknüpfte Idee des vernunftbegabten Subjekts, das die Welt entdeckt und durch seinen Blick Wissen generiert, ist dabei zentral, wie Ella Shohat feststellt: »Repro-